



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Stern, Adolf: Aus Goethes Todesjahr : drei Briefe von Friedrich Rochlitz

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

internationalen Friedens. Wendet sich dann die Wut der Dynamitbanden, wie vorauszusetzen ist, in erster Reihe gegen die Verbände, das Leben und Eigentum der Arbeitgeber, so ist es nur in der Ordnung, daß diese den ersten Stoß auszuhalten haben, und nicht der Staat, nicht die Träger der Staatsgewalt, nicht nationales Eigentum, nicht die Heiligtümer des Volkes. Der Staat kommt erst in dem Augenblick ins Treffen, wo die verbrecherische Handlung beginnt.

Provinzialordnung, Kreisordnung, Gemeindeordnung, kurz die territorialen Verbände vermögen bei der heutigen Energie des Verkehrs und dem über den ganzen Erdball reichenden Zusammenhange den Berufsinteressen nicht gerecht zu werden. Einem Kreistage kann man nicht zumuten, sich über die Lage des Strumpfwarenmarktes in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ein Urteil zu bilden oder die Lohnsätze in diesem Gewerbe festzusetzen. Das vermag am besten ein Berufsverband, eine korporativ geschlossene Berufsgenossenschaft. Soll aber eine solche Körperschaft wirksam die Interessen des Gewerbes regeln, so muß sie Macht besitzen über Herren und Arbeiter ihres Gewerbes. Die Gewerbefreiheit, wie sie heute besteht, müßte fallen. Aber der Zwang, der darin läge, wäre federleicht zu tragen gegenüber dem Despotismus, dem wir zu steuern, wenn es bei der heutigen Ordnung bleibt. Wird der soziale Kampf bloß zwischen den Dynamitpolitikern und dem Staate weitergekämpft, so kommen wir zu unerträglicher Unfreiheit, sei sie nun heutiger staatlicher Ordnung oder künftiger sozialistischer Ordnung.



## Aus Goethes Todesjahr

Drei Briefe von Friedrich Rochlitz

Mitgeteilt von Adolf Stern



er vor wenigen Jahren von dem Freiherrn Woldemar v. Biedermann herausgegebene Briefwechsel Goethes mit Friedrich Rochlitz hat die Blicke auf einen Schriftsteller zurückgelenkt, der zwar, dank seiner eigentümlichen Stellung in der musikgeschichtlichen und musikwissenschaftlichen Litteratur, keineswegs vergessen, aber doch weiter in den Hintergrund gedrängt worden war, als seiner Bedeutung, seiner Bildung und seiner wahrhaft liebenswürdigen Natur entsprach. Eine

dankenswerte Vergünstigung ließ mich vor kurzem Einblick in eine Reihe noch ungedruckter Briefe des verdienstlichen Mannes gewinnen, unter denen sich namentlich drei unmittelbar zu einander gehörige, höchst interessante Briefe an seine Gattin aus dem August 1832 und aus Weimar zur Mitteilung an weitere Kreise empfehlen. Sie knüpfen insofern an den Briefwechsel Goethes mit Rochlitz an, dem die Grenzboten seiner Zeit eine eingehende Würdigung zu teil werden ließen,\*) als die musikgeschichtlichen, mit historischen Konzerten verbundenen Vorträge, die der Leipziger Ästhetiker in jenem Sommer 1832 in Weimar hielt, noch bei Goethes Lebzeiten geplant worden waren. Rochlitz war im Mai 1831 in Weimar gewesen, um dem regierenden Großherzog Karl Friedrich, dem Gemahl der Großherzogin Maria Paulowna, seinen Dank für das Ritterkreuz des weißen Falkenordens, mit dem man ihn ausgezeichnet hatte, abzustatten. Er hatte bei dieser Gelegenheit mit Goethe, der wie Rochlitz selbst durch Unwohlsein am freien geselligen Verkehr behindert war, nur Briefe gewechselt. Es war die wunderliche Situation, die Goethe am 4. Mai 1831 mit den Worten bezeichnete: „Da ich Sie, teuerster Herr und Freund, nur einige hundert Schritte von mir entfernt, von gleichem Übel befangen und uns in solcher Nähe ebenso getrennt fühlte, als wenn Meilen zwischen uns lägen, so gab das einen bösen hypochondrischen Zug; wie ein mißlungnes Unternehmen, eine so nah und in der Erfüllung getäuschte Hoffnung nur störend in unsre Tage hineinschieben können.“ Rochlitz schied damals nicht ohne die Ahnung, daß er Goethe wahrscheinlich nicht wiedersehen werde. Aber sobald er sich in Leipzig in der Stille seines Hauses selbst einigermaßen erholt hatte, meldete er an Goethe als seinen dringenden Wunsch: „Ich möchte nach Weimar kommen und Ihnen, den höchsten Herrschaften, Herrn von Müller und manchem andern Freunde oder Zugeneigten das nun werden oder leisten, was ich damals gewollt, aber nicht vermocht.“ Er wollte dem von ihm verehrten Weimariſchen Lebenskreise „gefellige und gewissermaßen gesellschaftliche Musik“ darbieten, und er durfte mit Recht sagen: „Sie — soweit ich sehe — könnte Alle vereinigen, die man vereinigt wünschte; sie, wohl gewählt, ließe zuverlässig Keinen leer ausgehen. Auf sie würde ich nun auch noch weit mehr eingerichtet seyn, als damals; und — es werde mir der Anschein von Unbescheidenheit vergeben — was ich eben da bieten könnte, kann man auf andere Weise oder durch einen Andern durchaus nicht erlangen; ich meyne: was und wie ein Anderer, wie weit er darin mir vorzuziehen sey, möchte er auch dasselbe gelernt haben, so besitzt er nicht, was ich besitze und in den Ideen dies zu fassen, zu ordnen, darzulegen und gelten zu machen, bleibt doch Jeder ein Anderer.“ Er schilderte sein Vorhaben anschaulich und vielverheißend: „Ich denke mich in einem ziemlich großen und nicht niedrigen Zimmer, umgeben von vier

\*) Grenzboten 1887. Heft 48 und 49.

Sängerinnen und vier Sängern, je zwey zu jeder Stimme; neben mir Herr Häser, der von mir vorbereitet mich im Begleiten auf dem Pianoforte ablösen kann, wenn meine Kräfte nicht mehr ausreichen wollen. Vor uns, mit möglichst großem Zwischenraume, befinden sich die Zuhörenden. Mit den aller-einfachsten Worten, in möglichster Kürze, lege ich eine Uebersicht des Zustandes, Sinnes und Zwecks deutscher und italienischer Tonkunst in einer ihrer Hauptperioden vor, und nach jedem Hauptmomente wird sogleich ein und der andre Gesang ausgeführt, der, was ich behauptet, beweist, es anschaulicher und in den Theilnehmenden lebendiger macht. Man bekommt durchaus nichts zu vernehmen, außer — dort, letzte Resultate lebenslänglicher Forschungen, hier von dem Allerschönsten, was an eigentlicher Kammermusik jeder Gattung die Welt besitzt und jemals besessen hat.“

Freilich mußte Kochly seinem verlockenden Antrage gleich die Nachschrift hinzufügen, daß „die beunruhigendsten Nachrichten hinsichtlich der unseligen Cholera“ (die im Sommer 1831 zum erstenmal als Würgengel durch Norddeutschland zog) „jedem Hausvater Bedenken einflößten, sich für etwas verbindlich zu machen, was ihn von den Seinigen entfernte.“ Aber das ausgeworfene Samenkorn war doch nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen; Goethes letzter Zuruf an den Leipziger Freund und Verehrer des Shakespearischen *Time and hour runs throug the rougest day!* (Goethe an Kochly, 11. September 1831) sollte sich bewahrheiten, im Sommer 1832 drohte keine Cholerafahr mehr, an Kochly erging die Einladung, die angebotnen musikhistorischen Vorträge und musikalischen Unterhaltungen am Weimariſchen Hofe zu veranstalten.

Als er aber im August in der Musenstadt anlangte, fand er ein andres Weimar vor. Der Heros, der für ihn und Hunderttausende recht eigentlich Weimar bedeutet hatte, schlummerte in der Fürstengruft des Weimariſchen Friedhofs. Die Zurückgebliebenen standen noch ganz unter dem erschütternden Eindruck des Ereignisses und hießen Kochly schon darum freudig und herzlich willkommen, weil sie in ihm einen der hingebendsten und verständnisvollsten Bewunderer des Genius ehrten. Das Leben machte sein Recht geltend, obwohl jeder in jedem Augenblick daran gemahnt wurde, was man verloren, freilich auch, was man in der geistigen Hinterlassenschaft des großen Toten behalten hatte. Kochly wurde, wie aus den Briefen hervorgeht, von dem Vertrauen der Nächstehenden berufen, den litterarischen Nachlaß mit zu prüfen. Es scheint schon damals die Absicht bestanden zu haben, die Goethischen Kunstsammlungen von der Familie zu erwerben, und es ist unklar, woran der Vorſatz der damals regierenden Großherzogin gescheitert ist. In den drei Briefen, die Kochly während dieser Wochen schrieb, scheint und klingt überall das Verlangen hindurch, sich in dem Anschauungs- und Bildungskreise zu behaupten, den der Gewaltige mit weitreichender Hand gezogen hatte, und ihm

reinsten Dank zu zollen, und doch liesen, wie sich erraten läßt, einzelne Menschlichkeiten zwischendurch. Die Briefe lauten:\*)

## 1

Weimar, den 10 August 1832.

Nach meiner Gewohnheit fange ich schon heute einen Brief an Dich an, geliebte Henriette, ohngeachtet er nicht eher abgehen soll, bis ich Nachricht von Dir habe und kaum Etwas mit mir vorgefallen ist, was zu schreiben geeignet, will ich nicht in lange Schilderungen dessen verfallen, was weit besser einer mündlichen Unterhaltung aufgespart bleibt.

Es gehet mir wohl und mehr nach Wunsch, als ich erwartet hatte; so daß ich durchaus über nichts zu klagen wüßte, als über das allerunterste Stückchen meines ganzen Wesens. Daß ich hier in demselben Zimmer, bey denselben dienstfertigen Leuten wohne, die meine Art längst kennen und wie ich die Einrichtung schon längst erfonnen und in Übung gebracht hatte: das ist schon eine Art guter Grundlage meiner Existenz. So weit man häuslich leben kann außer dem Hause, so weit lebe ich hier häuslich. Freylich habe ich nur die ersten Morgenstunden ganz und im Stillen für mich — von gegen 6 bis höchstens 9 Uhr: dann geht die Unruhe an und endet gewöhnlich erst in späteren Abendstunden. Das würde mir nun eben recht seyn — denn es sind meist angenehme Unruhen — wenn ich etwa 20 Jahre jünger wäre: so aber seufze ich doch zuweilen wie jener Hausvater am Wochenbett: Herr, hör auf zu segnen! Doch mag's recht heilsam seyn, daß die alte stagnirende Masse einmal tüchtig umgerührt wird. Der Kanzler von Müller thut, was er nur erfinden kann, mir das Leben angenehm zu machen. Er widmet mir alle seine freye Zeit den ganzen Tag hindurch. Er thut bey weitem zu viel, indem er den Maasstab von sich, in vollkräftigen Jahren und bey immerwährender Thätigkeit nach außen, nicht aus der Hand zu legen vermag. Seine Frau braucht eine Cur auf dem Guthe und kömmt nur von Zeit zu Zeit zur Stadt. Anders und weit mehr mir, wie ich nun bin, angemessen, machen es die Hoheiten; denn da waltet und dirigirt eine Frau. Man überhäuft mich durchaus nicht, läßt mir aber gerade das zukommen, was eben mir das Allerwertheste seyn kann, ohne mir zugleich eine Last aufzubürden. Jedes Andere, woran ich theilnehmen könnte, wird mir nur gemeldet, und zwar — damit ich ganz nach freyem Willen verfare, nicht mir selbst Zwang auferlege — gleichsam blos durch die dritte Hand, durch den Ober-Hofmarschall, den Kanzler und dgl. Davon wird Vieles zu erzählen seyn. — Von Andern, die Dir bekannt wären, weiß ich nur die Frau von Goethe. Diese ist von Frankfurt zurück. Ich fand sie kränkelnd, unzufrieden (wegen der nun begonnenen Auseinandersetzungen mit den Kindern, wo sie sich durch das, was doch gar nicht anders sein kann, verlegt, zurückgesetzt glaubt) und entschlossen, sich von Weimar wegzuwenden. Sie ist nun eben ein von klein an verwöhntes Kind; mag, wie alle solche, kein Geseß anerkennen, als das sie selbst gegeben oder doch zu geben Belieben tragen würde und schießt in

\*) Adressirt sind alle drei Briefe gleichmäßig: „Ihro Wohlgeb. der Frau Hofrätthin Rochlitz, geb. Hansen in Leipzig, Roßplatz, Schwarzes Roß.“ Es bedarf wohl nicht der Bemerkung, daß unter dem „Fürsten“ und der „Fürstin“ der regierende Großherzog Karl Friedrich und die Großherzogin Maria Paulowna von Sachsen-Weimar zu verstehen sind, daß „die Goethe“ Frau Ottilie von Goethe, geborne von Pogwisch, die verwitwete Schwiegertochter des Dichters ist, und daß mit Müller der Kanzler Friedrich von Müller gemeint ist.

jedem Widerstande eine Zurücksetzung, wo nicht einen üblen Willen, was dann ihre Opposition reizt, die ja doch vergebens seyn und nur ihr Schaden muß. Dadurch erschwert sie alles; und auch ich — so scheint es wenigstens bis jetzt — werde in dieser Hinsicht nicht alle das wirken können, wozu ich mich bereit gemacht. Doch wird sie wenigstens jenen wichtigen Ankauf nicht hindern, weil sie ihn nicht hindern kann. Gegen mich ist sie dankbar und sehr artig.

Gestern hatten wir den ersten wahrhaft schönen Tag und der heutige scheint eben so schön zu werden. Was ich an Arbeiten mir mitgenommen, wird wohl eben in derselben Gestalt mit mir zurückkehren. Das ist kein Uebel: arbeiten kann ich zu jeder Zeit, nicht aber das thun, was bey mir an dessen Stelle getreten ist. Ich bin nämlich umgeben mit Goethes schriftlichem Nachlaß: mit dem, was gedruckt und mit dem, was nicht gedruckt werden wird. Ich schwelge darin und weiß vor der Fülle des Stoffs zum Denken und zum Genuß kaum wo aus noch ein. Je länger und je tiefer man in dieses Wundermenschlichen Seyn und Wirken, Wesen und Leben eindringt, je mehr wächst das Erstaunen und je deutlicher wird Einem der innerste Zusammenhang, die vollkommenste Einheit von Allem. Auch davon wird Vieles zu erzählen sein.

den 12ten.

Guten Morgen, meine liebe Frau! guten Morgen Ihr Alle, groß und klein! denn nun glaube ich gewiß Euch Alle wieder beysammen, und hoffe gesund: dann wird es auch an Heiterkeit nicht fehlen, denn es fehlt nicht an Liebe; und wo Liebe ist, da ist auch Heiterkeit, wenigstens in der Grundstimmung, selbst bey manchem, was sonst betrübte. Nun hoffe ich auch auf Nachrichten und sehne mich darnach. Gott gebe, daß sie günstig sein können!

Wenn ich neulich schon von vielfältigen Unruhen sprach, so müßte ich es jetzt von noch viel mehreren; denn zu allem Früheren ist nun noch das Geschäftmäßige getreten, weshalb ich hier bin: jene Angelegenheiten (Durchsicht, Prüfung) mit dem — wie man nun, nachdem Alles zusammengetragen worden, erst sieht — wahrhaft kaum übersehbaren Nachlaß Goethes; und jene musikalischen Abende, den unsrigen im verwichenen Winter ähnlich. Zu letzteren machen die Vorbereitungen weit größere Weitläufigkeiten, als ich vermuthet hatte und rauben mir nur allzuviel Zeit und Kraft, ob schon ich blos anzuordnen oder sonst Resolutionen zu geben habe. Uebermorgen (Dienstag) um 6 Uhr beginnt die erste dieser Unterhaltungen; die zweyte folgt Freytag; dann in künftiger Woche wieder Dienstag und Freytag; und nun genug! Denn obgleich, ist die Sache einmal im Zuge, die Schwierigkeiten geringer seyn werden, so bleiben sie doch noch anstrengend genug, daß ich das Ende möglichst nahe herbeyrücken werde. Ist aber für diese Sache einmal das Ende da, so wird auch das Ende meines Aufenthalts sehr bald folgen; denn mit jener ersten eigentlich durchzukommen, wäre unmöglich, wenn ich auch noch vier Wochen bliebe. Inbessen will ich bitten an den angegebenen Tagen mir den Daumen zu halten. Es ist kein Spaß. Die Elite der ganzen Stadt kömmt in Bewegung und ich prügelte mich selbst aus, wenn es mir nicht gelänge diesen Credit zu rechtfertigen.

Unter den Capiteln, wovon zu erzählen seyn wird, wäre auch das: „die Fahrt nach Buttstädt.“

Ich werde gestört — —

den 14ten.

Ihr alle glaubt nicht, wie ich Euch, selbst in dem Strudel der Beschäftigungen

und Zerstreungen, der, alles Widerstrebens und Ablehnens ungeachtet, fast täglich wächst, vermisse und mich wieder unter Euch zu sehnen anfange. Indessen: was aus guter Absicht und mit Ehren begonnen ist, muß hindurch, dann aber soll mich auch nichts zurückhalten; selbst nicht das bis zur Uebertreibung gütige, fürsorgende, zutraulich entgegenkommende, zutraulich ermunternde Benehmen der vortrefflichen, so höchst liebenswürdigen Fürstin, welcher es der Fürst — so viel er irgend kann — nachzuthuen eifert und, wie er nun ist, dabey nicht selten so über die Schnur hauet, daß ich kaum weiß, wie ich dabey mich nehmen soll. Ich muß mich sehr in Acht nehmen, im lebhaft laufenden Gespräch mir nichts entzwischen zu lassen, was wie ein Wunsch aussieht, und nicht einmal einer ist, sondern wie es heraus, auch von mir vergessen worden — sonst, ehe ich michs versehe, ist es da. Daß ich mich dessen nicht etwa gegen Dich berühmen will, sey hoch und theuer versichert; ich rechne es auch gar nicht mir selbst zu, sondern die Sache ist: diese geist- und seelenvolle Frau bedarf der Nahrung für Geist und Seele; diese gab ihr vornehmlich Goethe; der ist dahin; und nun umgeben von leeren bloß schmeichlerischen Hofleuten — und durchfliegenden Fremden, die der Natur der Sache nach sich doch nur auf weltliche Neuigkeiten und dgl. beschränken — ich sage: diese Frau fast verlassen in jener Hinsicht, sehnt sich, seit sie dies ist, nach dergleichen Stoff und greift nach dem, der ihr ihn bietet und sich ihres Zutrauens nicht überhebt — heiße dieser nun Hinz oder Kunz. Willst Du davon künftig mehr wissen, so erinnere mich an den „gestrigen Abend in Belvedere.“ Ich, meines Theils, werde ihn lebenslang nicht aus der Erinnerung verlieren. Aber nun denke Dir auch für mich aeltlichen ruhebedürftigen Mann die stete Aufregung und Anstrengung, wenn ich Dir gerade den gestrigen Tag skizire: In der Nacht, vor Hitze und dem Nachklang des Sonntags sehr wenig geschlafen; von 5—8 Uhr erst die gewohnten, dann für die unmittelbare Folge vorzutragenden Beschäftigungen; von 8 bis nach 10 Uhr Hauptprobe der heute vorzutragenden Gesänge im Fürstensaale, welche Probe ich — nachdem der Kapellmeister zuvor Alles aus dem Nothen einstudirt hat — selbst halten und dirigiren muß, da die Sänger und Sängerinnen nicht die Festigkeit und Geübtheit der Leipziger für solche Sachen besitzen; zu Hause von da bis nach 12 Uhr Besuche solcher Art, daß ich die Thür nicht verriegeln kann; nun Umkleiden, und von gegen 1—2 Uhr im Goetheschen Hause mit den Vormündern beschäftigt; von nach 2 bis gegen 6 Uhr bei der Goethe in kleiner, aber sehr gewählter Gesellschaft gespeiset und im Garten Kaffee getrunken; halb 7 Uhr vom geh. Rath v. Müller im Wagen zum Thee und Abendessen in Belvedere abgeholt: um 11 Uhr zurück nach Hause. —

Wider Willen bin ich ins Schwäzen gekommen, doch wohl nur um mit Dir, liebste Henriette, länger zu thun zu haben. Nun aber auch genug! Schreibe mir ja bald wieder; u., wenn Du kannst, nicht zu kurz. Grüße stehen schon oben. Euer guter Engel sey mit Euch!

Dein

Rchl.

2

Weimar, den 17 Aug. 32.

Nicht sowohl, Dir einen Bericht zu senden, meine Liebste, denn es muß bey der Abrede bleiben: sondern nur, um mit Dir zu schaffen zu haben, wonach ich mich sehne, fange ich einen Brief an. Daß ich Nachrichten von Dir und den Unsrigen, erwünschten heitern Nachrichten verlangend entgegensehe: das brauche ich nicht erst zu versichern. Wiewohl jeden Tag von früh bis spät Abends arg ab-

getrieben, bin ich gesund, frisch und fröhlich. Was wollt' ich nicht? Immerfort beschäftigt mit Gegenständen, die ich hochachte, liebe und denen ich gewachsen bin; jeden Tag ihren und meiner Bemühungen guten, wahrhaft nützlichen und bedeutenden Einfluß vor Augen; Alles mit nur all zu verschwenderischer und dankbarer Freude erkannt und belohnt: was kann einem Manne, besonders höheren Alters, Schöneres begegnen? was ihn stärker reizen, alle Kräfte dran zu setzen? was ihm einen reicheren volleren Genuß gewähren?

„Alle Kräfte“; eben darum aber muß ich — da das Maas der Eintheilung nicht von mir abhängt und selbst nicht von denen Personen, welche mir vorzüglich wohlwollen, wie nun die Dinge sich in einander verflechten — eben darum muß ich, eingedenk meiner 62 Lebensjahre, den Faden, was mir auch die Hand halte, so bald abreißen, als nur irgend thunlich. Und das soll auch geschehen und ist schon angekündigt.

Jetzt nun vorerst meinen Dank, daß Du am Dienstag offenbar meine Bitte stattfinden lassen und mir den Daumen gehalten hast. In meinem ganzen Leben, so viel ich irgend weiß, ist mir ein freyer mündlicher Vortrag über eine Stunde lang und ohne ein Papierchnippelchen zur Nachhülfe [nicht] so gelungen. Die Herrschaften und ihr Hof, die Minister und was sonst in solche Versammlung gehört — ungefähr 80 Personen, etwa zwey Drittheile Herren — haben mich, als ich nur einmal gegenüberaß, nicht einen Augenblick genirt. Dein ist dies Gelingen: das liegt am Tage. Darum o liebes Kind, mach' es doch heute wieder so — mit dem Daumen nämlich! und die folgenden zwey Abende desgleichen!

Von dem, was eine Erzählung abgeben kann, führe ich den gestrigen „Tag in Tiefurt“ vor Allem an. Und hiermit für heute: Amen; denn nun will ich meine Thür verschließen und mich zu besinnen anfangen, wovon um sechs Uhr gepredigt werden soll.

Sonnabend, d. 18 ten.

Nun ja! gepredigt ist worden und eher zu viel als zu wenig. Gesungen ist worden, und gleichfalls eher zu viel als zu wenig. Angestrengt haben wir uns nach Möglichkeit: und doch — Ach, liebe Frau, ich fürchte sehr, Du bist vergesslich oder zerstreut oder wer weiß was gewesen und hast den Daumen nicht gehalten! Es war wohl Alles recht gut und alle Leute waren auch recht wohl zufrieden: aber es verlief ein Jedes nicht so frisch und rund, und der Enthusiasmus war nicht so licht und laut, wie neulich. Den geheimen Grund und Zusammenhang weiß, außer mir, Niemand. Man schiebt es auf die alle Kraft auflösende Gewitterhitze, die durch Menschenzahl und viele Lichter noch vermehrt wurde und wahrlich kaum erträglich war, die Köpfe betäubte, die Stimmen ermattete; und ich lasse die Leute dabey. Aber — aber! Nun vergiß mir nur die beyden Tage der künftigen Woche den Daumen nicht!

Den Goetheschen Angelegenheiten widme ich täglich mehrere Vormittagsstunden und fange nun an durchzublicken. Alles dies würde mir sehr erleichtert worden seyn, hätte sich nicht getroffen, daß ich den alten würdigen, mit Recht berühmten Meyer nahe am Todte gefunden hätte. Zwar bessert es sich nun mit ihm: aber er darf noch immer Niemand sprechen.\*) Die Dinge zeigen sich im Ganzen weit anders als ich und alle Andere, von denen ich weiß, sie sich gedacht haben. Der Goethe hat auch in seinem Sammeln mit der unwandelbaren Consequenz gehandelt,

\*) Heinrich Meyer, der „Kunst-Meyer“ Goethes, erholte sich nicht, er starb am 14. Oktober 1832.

die nun einmal sein Eigenthum war und nach welcher er ganz nichts berücksichtigte, als seine Bedürfnisse und Wünsche — die geistigen nämlich. Sonach muß, wer damit zufrieden seyn soll, Etwas von denselben Bedürfnissen und Wünschen, er muß — was dies voraussetzt — auch Etwas von denselben Kenntnissen Neigungen und Absichten in sich tragen. Das ist nun freylich nicht vieler Sache und kann es nicht seyn: wie nun da, wenn es gekauft werden soll und zwar von Einem, aber nicht für Einen, sondern für Viele, für Jeden, der es benutzen kann und will? Wohlwollendes Vertrauen darf nie getäuscht werden: ich habe daher die Fürstin Etwas von meiner Ansicht des Ganzen — vorläufig wenigstens ahnen lassen. Die wahrhaft edle Frau hörte mir ernst und sehr aufmerksam zu, ließ mich ganz ausreden und sagte dann: Ich habe fast so Etwas vermuthet, da unser einziger wahrer Kenner (Meyer) sich eines Ausspruches enthielt und die Dilettanten in enthusiastischen Lobpreisungen sich verloren, die recht gut seyn mögen, aus denen man aber nichts lernt. Doch lassen Sie einem Jeden seine Weise. Goethe hat im Leben so Vieles für mich gethan: billig daß ich im Todte Etwas für ihn an den Seinigen thue u. s. w.

Doch was rede ich Dir von Dingen vor, die nur mir nahe liegen — —

In diesem Augenblicke kam der Gelbrock mit Deinem lieben Briefe mich auf das Erfreulichste überraschend; denn ich hatte ihn erst Sonntag oder Montag erwartet. Desto herzlicher ist mein Dank und da Du mir fast nur Günstiges hast schreiben können und es mir, theure Frau, so liebevoll und freundlich geschrieben hast, desto lebendiger meine Freude. Laß mich den Brief kurz durchgehn damit ich ihn noch besser genieße.

Du bist gesund, thätig, genießeest heiter das Dir verliehene Gute und hältst über das Bedenkliche Dich an die beruhigende Hoffnung. Alles das gut und schön und sehr erfreulich. Aus dem Völkchen um Dich ist nun ein Volk geworden, ein fröhliches, Dich liebendes Volk. Auch gut und schön: nur aber vergiß nicht, was Du mir versprochen, nämlich, Dich nicht zu übernehmen, den Schwarm nicht zu nahe und zu lange an Dich kommen zu lassen, besonders aber Deine Morgenstunden Dir frey und ruhig zu erhalten! — — —

Endlich meine Beße! Die war wirklich recht schlimm: unterwärts geschworen, der ganze Fuß entzündet; ich mußte jeden Weg im Wagen machen, selbst in der Stadt. (Fast Alles in des guten Müllers Wagen, den er mir aufdringt.) So war es aber nur bis zum dritten Tage. Da, auf einem Spaziergange im Park zu Belvedere mit dem Großherzog merkt mir dieser ab, daß ich nicht gut fort-kann und ich muß ein Wort davon sagen. Kaum bin ich nach Hause, so ist auch schon der Hofchirurgus da und schafft gar bald — erst Vinderung der Schmerzen, dann Hülfe. Jetzt und schon die ganze Woche kann ich — in Schuhen, die ich zum Glück bey dem trockenen warmen Wetter tragen kann — ohne Schmerz, ja fast ohne alle Empfindung, über Stock und Stein. Ueberhaupt: der vielfältigen, täglichen Unruhe und Geistesanstrengung ungeachtet, befinde ich mich vollkommen wohl; wenn ich auch von den fetten Tafeln nicht fetter zurückkommen sollte.

Mit diesem Zurückkommen soll es übrigens bey dem bleiben und aus den angeführten Ursachen, wie ich neulich geschrieben habe. Dienstag über acht Tage werde ich wieder zu einem Theile der Eingeweide des schwarzen Rosses. Einen Wagen aus Leipzig brauche ich nicht: mein Wirth fährt mich rascher, einen Thaler wohlfeiler, und ich bin dann auch für unvorhergesehne Zufälle gesichert. Weil ich

aber nicht vergeblich mich möchte erwarten lassen — denn die Anzahl heftigster Sehnsuchten, die jetzt auf mich gerichtet seyn werden, müßte, auch nur um einen Tag getäuscht, eine furchtbare Ravage unter Euch anrichten: so werde ich zuvor noch einmal schreiben.

Und nun lebe wohl, meine liebe Frau, in, mit und unter der Schaar, die sich um Dich versammelt. Sage ihnen Allen meine freundlichsten Grüße: Allen und Jedem besonders. Es kömmt mir komisch vor, in diesem Augenblick, wo ich sie mir überzähle, zu bemerken, daß einem solchen weiblichen Personale gegenüber Paul der ansehnlichste Mann im Hause ist. Ist denn Julius auch gegen die Dresdner Damen hübsch galant und zärtlich? Meinem Bruder laß wissen, bitte ich, daß es mir wohlgeht.

Sonntag, d. 19 ten.

Nur noch ein einfaches, unnöthiges Postscript, liebste Henriette! unnöthig, weil nichts hineinkömmt, als was Du längst weißt. Mitten unter alle dem, was mir hier nur allzureichlich und allzugünstig wiederfährt — weil Weimar nun einmal durch seine vormaligen eminenten Geister gewohnt ist, Geistiges hochzuhalten, mitunter wohl auch um selbst für geistig hoch angesehen zu seyn, und weil die Näherstehenden jenes mein doppeltes eigentliches und allerdings anstrengendes Geschäft mir allzusehr verdanken: — mitten unter alle diesem sag' ich, sobald mir eine einsame ruhige Stunde wird, denke ich Deiner mit Liebe und mit sehndem Verlangen nach Dir, den Unsrigen und unserer Häuslichkeit. Lernet man doch erst wie lieb man manches hat, wenn mans entbehrt! Thue doch auch darum, liebe Frau, was Du vermagst, Deine Gesundheit und Kraft nicht zu übernehmen; auch darum, daß Dein Mann, wenn er zurückkömmt — so viel dies von Dir abhängt — sich Deines Wohlseyns erfreuen und sorgenbefreyt in seinem Hause still hinleben könne! Er lebt ja dann auch für Dich und die Du liebst. — Von ganzem Herzen

Dein

Alter.

3

Weimar. Mittwoch, den 22sten Aug. 32.

Guten Morgen, meine geliebte Frau! Möge mein Blatt Dich und Alle, die Dich umgeben, gesund und heiter finden! Es ist das letzte, das Du von mir diesmal erhältst; wenn nicht ganz besondere Umstände eintreten, die ich dann melden würde. Ich bin gesund und überstehe das Alles, was ich hier mir selbst zumuthe oder was von reger Theilnahme mir zugemuthet wird, zu meiner eigenen Verwunderung, ohne den geringsten Nachtheil für mein Befinden. Was meine Abreise anlangt, so wird es bey dem bleiben, was ich neulich geschrieben. Gäbe ich, wie freylich von allen Seiten in mich gedrungen wird, einige, ja mehrere Tage zu: so würde sich das Bissherige immer wieder fortwickeln und der Faden dann doch wieder ebenso zerrissen werden müssen. Möglich wäre es, daß ich nicht ausweichen könnte, den Dienstag noch hier zu bleiben, mithin die Mittwoch Abends anzukommen, indem man vorhat fortan jedes Jahr Goethe's Geburtstag (eben den 28ten) auf eine würdige stille Weise feyerlich zu begehen; was diesen Dienstag zum erstenmale geschehen wird. Aber, stets gespannt und gereizt, wie ich hier ohnehin bin, gestehe ich, diese Feyer zu scheuen. Auch möchte ich nicht gern den letzten Eindruck einen schmerzlichen seyn lassen.

Schon sind die Hauptmomente der mir noch übrigen Tage festgesetzt. Da

ich nichts näher liegendes zu schreiben habe, bevor ich Deinen Brief erhalten, und mich doch gern mit Dir unterhalten möchte: so gebe ich Dir sie an. Gestern Abend war die dritte musikalische Versammlung: für mich und die Sänger die schwierigste von allen. Um in der historischen Anordnung zu bleiben und doch die drängende Zeit nicht auszudehnen, hatte ich unser beyder diesmaliges Pensum zu groß machen müssen. Die Unterhaltung dauerte drey volle Stunden. Wir hatten aber auch nicht weniger und nichts Veringeres abzuthun, als: Pergolesi, Haffe, Seb. Bach und Händel. Alles, Wort und Werk, gelang über mein Erwarten, und zum Schluß — während der Arie Er war verachtet — und nach dem darauf folgenden Chor: Hoch thut euch auf ihr Thore der Welt — beydes, wie Du weißt, aus dem Messias — ereignete sich noch eine besondere Scene, welche die tiefe Rührung aufs höchste steigern mußte, aber der mündlichen Erzählung aufgespart bleiben muß. Hierauf und beyhm Scheiden sagte die Fürstin, die stets Fassung und Haltung behauptet, jeden Ueberschwang wieder in sanfte Umgränzung zurück zu leiten: „Nun heute kann Ihnen doch wohl kein Wunsch übrig geblieben seyn!“ „Und doch einer.“ „Welcher?“ „Daß die Meinigen hätten gegenwärtig seyn können.“ „O, kommen Sie bald wieder und bringen sie mit: Alle! Alle! Wir wollen thun, was wir nur können, daß sie gern unter uns verweilen.“ Du magst Dir denken, liebste Henriette, was ich erwiedern und wie ich bewegt seyn mußte. Doch ich wollte ja vom Künftigen, nicht vom Vergangenen sprechen. Heute speise ich (um 3 Uhr wie allemal) mit den Herrschaften, dann soll mit ihnen eine Spazierfahrt ich weiß noch nicht wohin stattfinden. Morgen Vormittag soll eine Schlußconferenz in der Goetheschen Angelegenheit gehalten werden, mit der Goethe, den Vormündern und dem Executor testamenti, unserem Müller, worauf wir um 2 Uhr bei der Goethe essen und den Nachmittag im Goetheschen Garten (im Park) der eben in köstlicher Blumenpracht pranget, zubringen. Gegen Abend halte ich die Hauptprobe für den Freytag. Diesen Tag — wie ichs bey jedem aehnlichen eingerichtet — überläßt man mich ganz meiner Vorbereitung, bis Schlag 6 Uhr die Unterhaltung beginnt. Wir werden uns da mit Haydn und Mozart beschäftigen; und für den gänzlichen Abschluß habe ich noch eine besondere Idee, von welcher ich jetzt um so weniger sprechen kann, da ich selbst noch nicht weiß, ob ich sie ausführen werde. — Im Gespräch war mir einmal entschlüpft, daß ich mit Müller den (Du weißt ja wohl?) historisch merkwürdigen Wald von Ettersberg besuchen würde. Das war aufgefangen und dem Müller gesteckt worden, er solle es verschieben; und nun führen die Herrschaften mich selbst dahin. Es soll den Mittag im Jagdschloß daselbst gespeiset und dann umher gestreift werden. Das geschieht den Sonnabend. Den Sonntag: Tafel in Belvedere und nach derselben werde ich mich von den Herrschaften beurlauben. Den Montag: Abschiede, Einpacken und dgl. Die vortreffliche Witterung erleichtert, begünstigt und verherrlicht mir fast Alles, was ich vornehme; und es thut mir wohl, mir zu denken, daß dies mit dem, was Du liebste Frau vornimmst oder die Unsrigen vornehmen, eben so seyn wird. Deß allen ungeachtet, glaube mir, daß ich Curer Aller stets gedanke, nicht nur mit herzlicher Neigung, sondern wohl auch in der Stille mit wahrer Sehnsucht. Gerade jetzt habe ich diese ins Freundliche ableiten wollen und deshalb so Vieles im Grunde Unnötige geschrieben.

Sonnabend, den 25 sten.

So habe ich nun wieder ein Geschäft hinter mir, das zwar viele Mühe und Anstrengung gekostet, das aber auch Vielen — darunter den bedeutendsten Menschen des Ländchens — große Freude gemacht, den Geistern einen, ihnen ganz neuen

fremden und würdigen Stoff geboten, sie dafür gewonnen hat und dessen nähere Folgen schon als wohlthätig sich zeigen, dessen entferntere Folgen man noch nicht ahnen kann.

Der gestrige Abend war wirklich ein überaus schöner und sein Schluß ins Innerste greifend. Mehr darüber vielleicht mündlich: genug, meine Kräfte reichten aus und Alles lief glücklich zu Ende. Heute endige ich nun auch das zweite — jenes Goethesche Geschäft; dann neige sich Alles dem Abschiede zu. Ich schreibe dies einfache Wort in einer sonderbaren Mischung der Gefühle. Wie so Alles dahingeht, an das Dahingehende sich ein Neues knüpft: Jedes gut und schön, wenn wir es also zu fassen und zu gestalten wissen; wenn es in uns steht, wie es soll, daß wir es also zu fassen und zu gestalten vermögen! Nichts aber ohne treue Prüfung und Darbringen seiner Selbstigkeit! wohin denn paßt, was schon das Urdocument unsrer heiligen Schriften sagt: „Solche Mühe hat Gott den Menschen gegeben auf Erden.“ — Doch genug! Es hat eben früh 6 Uhr geschlagen: bald werde ich ein Schreiben von Deiner lieben Hand in der meinigen halten. Dies wird meinen Blick mehr von dem abwenden, was dahingeht und an das heften, was neu sich wieder anknüpft — wie schon gesagt: Jedes gut und schön, unter den angegebnen Bedingungen; und diese will ich redlich erfüllen.

Der erwünschte Brief — sogar ein zwiefacher — ist gekommen: aber er bringt mir nicht die erwünschte Nachricht von Deinem Wohlbefinden, liebste Henriette, und wirft damit einen trüben Schatten in mein Inneres — eben darum auch über mein Äußeres. Zwar hat die freundliche Marie versucht, ihn aufzuhellen; ich bemühe mich auch ihre beruhigenden Ansichten mir anzueignen: es will mir aber noch nicht recht gelingen. Darum will ich auch lieber zu schreiben abbrechen; und ich kann es um so eher, da wir ja den Dienstag, wenn auch spät am Abend, einander sehen. Gebe Gott, daß es in Heiterkeit geschehen könne. Bis dahin Allen, vom Ersten bis zum Letzten, meine herzlichen Grüße. Mit treuem Antheil der Liebe und Freundschaft

Dein

Rchz.

Den Briefen selbst ist nichts hinzuzufügen. Wie sie treu und doch so gewinnend den Charakter ihres Schreibers spiegeln, so gewähren sie ein höchst anschauliches Bild der kleinen Welt, in der sie sich bewegen, der Zustände und Stimmungen, die in Weimar in den ersten Monaten nach Goethes Tode vorherrschten, sie bleiben liebenswürdige Zeugnisse einer Zeit, die zwar schon sechzig Jahre hinter uns liegt, aber doch denen nicht fremd geworden ist, die es wissen und festhalten, wie segensreich die Bildung jener Zeit auf die Menschen jener Zeit gewirkt hatte, in denen sie reif geworden und rein geblieben war. Daß Friedrich Rochlitz zu diesen Menschen in erster Reihe gehörte, ist schon oft zur Genüge gesagt worden und braucht am wenigsten hier angesichts dieser Briefe wiederholt zu werden.

